

genden, dem Publikum, in lebendiger Person. Er sieht, wie sie aufeinander zukommen; er sieht wie weit sie sich einig werden, und er kann ablesen, was es mit ihm bei dieser Begegnung auf sich hat.

Der Dichter, der aus seinen Werken lesen soll, sei er berühmter oder unberühmter, setzt in den allermeisten Fällen voraus, daß es Menschen gibt, die ihm dankbar sind, wenn sie an seinem Rande hängen dürfen. Er mag seinem Werke gegenüber persönlich noch so sehr Abstand wahren, er mag sich selber noch so wenig genügen; im Augenblick, in dem er vor das Publikum tritt, tut er es im Grunde als Gönner, als einer, der wegschenkt, wobei er denn noch die Befriedigung für sich in Anspruch nimmt, daß Geben seliger sei denn Nehmen. Dabei läßt er merken, daß es ihm viel kostet, ja er sagt es auch, daß so ein Abend unverhältnismäßig an seiner Substanz zehre. In Frage scheint ihm nur seine Person zu stehen; es kann passieren, daß er statt eines ausdrücklich vereinbarten Werkes am Pulte erklärt, hierzu sei er heute nicht aufgelegt, er lese dies oder das: eine Selbstherrlichkeit, die erst deutlich wird, wenn man sich etwa vorstellt, daß ein Bildhauer statt einer vereinbarten Brunnenfigur ein Relief liefert mit der Begründung, zu Figuren sei er eben nun doch nicht mehr aufgelegt.

Anstelle eines Menschen, der Freunde sucht, begegnet der Dichter seinem Publikum immer mehr als ein Prophet. In dem Augenblick, in dem er vor seine Hörer tritt, wird sein Gang steifer, seine Arme hängen gezierter, der kleinsten Störung begegnet er mit einem Hochziehen der Brauen; nach dem Vortrag verharret er als einer, der das Seinige getan hat, zieht sich möglichst zurück und leidet, als hätte er soeben eine schwere Krankheit überstanden. Dieser falsch-verstandenen Würde verfallen auch Charaktere, die sich im geheimen kindlich freuen, sooft sie lesen dürfen, die unsicher sind, ob sie einem Zweiten überhaupt etwas vermitteln können, kurz, die das Vergnügen des Erzählens als Geschenk betrachten und nicht wägen, Gläubige im Staube der Anbetung vor sich zu haben. Aber eben nur wenige können oder wollen sich ohne Pose geben. Wir sprechen absichtlich nicht von der Qualität des Gebotenen, die ja natürlich am Ende für ihren Schöpfer gewinnen wird, freilich eben nur die, die sich nicht vorher schon von dem Autorenabend haben abschrecken lassen. Und hier liegt es ja eben: man ist abgeschreckt, einem Dichterabend beizuwohnen. Aber warum? Schließlich ist nicht vorauszu-sehen, ob der Dichter vortragstechnisch vielleicht ungewandt ist, sodas man also von dem Selbstlesen einen besseren Eindruck hätte. Und von denen, die für geschauter Welt, also für Dichtung keinen Sinn haben, ist von vornherein abzusehen. Es liegt vielmehr an der menschlich unfreien und zuwichtignehmenden Art vieler Dichter, die solche Abende mehr sich selbst als ihren Hörern widmen, die sich isolieren, anstelle sich hinzugeben. Man verstehe nicht falsch, als solle sich der Dichter gemein machen; er soll nur eins: geben, absichtslos, ohne von vornherein auf Grund des Dichters Respekt und Ergriffenheit herauszufordern, die erst bei diesem und jenem, heute bei wenigen, morgen bei vielen natürliche Wirkung des Erlebnisses sein kann. Wir wollen beileibe nicht behaupten, daß das Publikum mit allen Dichtern solche Erfahrungen machen muß; aber daß in dem Maße, in dem die Neigung unserer Zeit für dichterische Schöpfung erkaltet, der Dichter eine Art bedingungsloser Unterwerfung fordert und sich menschlich nicht einen Schritt vom Platze rührt, das fördert die doch andererseits so bejammerte Vereinfachung alles Geistigen.

Liegt so auf Seiten der Dichter Schuld, so nimmt andererseits das Publikum doch gleichfalls eine Haltung ein, die nicht geeignet ist, ihm die geforderten Erlebnisse zu vermitteln. Der gleiche Mensch, der sonst mit seiner Pünktlichkeit prahlt, hält es nicht für nötig, bei einem Vortragsabend rechtzeitig einzutreffen; und ich habe nicht einen Abend erlebt, bei dem die erste Viertelstunde nicht durch verspätetes Kommen gestört worden wäre. Ferner fehlt häufig der gute Wille zum Zuhören; man will sich nicht Mühe geben, sondern einmal abwarten; man ist mehr gestimmt herauszufinden, was mißfällt, als was gefällt. Diesen Zustand zu ändern sind nun am wenigsten geeignet Kreise, die etwa aus verwandtschaftlichen Gründen in der ersten Reihe auftreten, den Dichter als den Ihren in Anspruch nehmen, bereit, ihn gegen alle Gefühle jenseits der unbedingten Hingabe zu schützen. Solche Menschen, denen es häufig sonst niemals eingefallen ist, einen Dichterabend zu besuchen, wirken wie eine Mauer vor dem Worte.

Wer da noch glauben kann, daß die Person des Veranstalters über die rein technische Aularbeit der Vortragsveranstaltung hinaus den Kontakt zwischen Dichter und Publikum nur stört, der steht der Wirklichkeit fremd gegenüber. Es muß den so Denkenden vielmehr angeraten werden, sich der Dienstwilligkeit des Veranstalters zu versichern, solange es noch Zeit ist. Ein Veranstalter, der vom Autor zu gewärtigen hat, daß er nur als klingenden Nutzen ziehender Unternehmer gewertet, der andererseits vom Publikum für jeden Mangel

an äußerlichem und innerlichem Wohlbehagen verantwortlich gemacht wird, dürfte sehr bald die Luft verlieren, sich weiter aufzuopfern. Denn der Veranstalter trägt nicht nur das Risiko — in den meisten Fällen enden heute Dichterabende mit einem Defizit, besonders wenn die Autoren unverständige Honorare fordern —, er ist auch innerlich angespannt, Dichter und Publikum füreinander zu gewinnen. Ich habe es erlebt, daß ein einziger Veranstalter durch intensives Zuhören die unruhige Hörerschaft und den unfreien Autor gleichsam suggestiv zueinander geführt hat.

Dies alles ist nicht hingeschrieben, um diese Situation des Veranstalters zu verteidigen oder falsche Angriffe abzuwehren, sondern um darzutun, daß an der Entfremdung des Publikums und der Isolierung der Autoren beide Teile selbst schuld sind, und daß das letzte Band zwischen beiden häufig allein noch jener Dritte ist, den wir bei unserm Beispiel den Veranstalter nannten. Ein gleicher Veranstalter aber ist der Buchhändler; ihn trifft das gleiche Schicksal und wehe seinen Schülern, wenn er ihm erliegt.

Das Großschreiben der Substantiva.

Von Dr. Walter Borgius, Berlin-Dichterfelde.

Diese Zeilen sollen ein Protest sein. Ein Protest gegen die auch in Deutschland jetzt immer mehr um sich greifende Unsitte, die Großbuchstaben — sog. Majuskeln — nur noch für den Sahanfang, Eigennamen und Anredepronomen zu verwenden und sonst sämtliche Wörter mit Kleinbuchstaben zu beginnen.

Ursprünglich geschah das wenigstens nur in wissenschaftlichen Fachschriften. Da hatte es Jakob Grimm mit seinem »Deutschen Wörterbuch« auf dem Gewissen, und allmählich glaubte sich kein echter Akademiker diesem Brauch mehr entziehen zu können, wenn nicht die wissenschaftliche Einschätzung seines Werkes gefährdet sein sollte. Aber eben dieser, der Kleinschrift dadurch anhaftende Anschein besonderer Seriosität wirkte ansteckend, und zu wiederholten Malen habe ich in neuerer Zeit auch schon Aufrufe und Programme, Broschüren und sonstige Drucksachen, denen der Autor einen besonderen Anstrich von Sachlichkeit und Objektivität ausprägen wollte, in dieser Druckart allgemeiner Nivellierung in die Hand bekommen. Natürlich ist auch das »Bauhaus« in Dessau begeistert auf diese »neue Sachlichkeit« eingegangen und führt auf allen seinen amtlichen Briefbogen in roten Buchstaben den Vermerk: »wir schreiben alles klein, denn wir wollen zeit sparen«. Wie das Ende vom Liede aussieht, das sehen wir ja am Ausland, wo — mit noch einziger Ausnahme n. B. von Dänemark und Litauen — überhaupt die Gesamtheit von Druck und Schrift schon dieser Ansteckung erlegen ist.

Ich gestehe, ich habe eigentlich ein schlechtes Gewissen bei diesem Protest. Denn in früheren Zeitaltern, als ich noch jung und unbedacht war, habe ich selbst mich in Wort und Schrift genugsam über »diesen Anzug« der Großschreibung der Substantiva aufgeregt. Aber die Praxis hat mich eines Besseren belehrt. Ich kenne natürlich die Gründe, mit denen die Wissenschaft die Großschreibung der Substantiva in Acht und Bann tut. Einer unserer namhaftesten Sprachwissenschaftler, Otto Jespersen, Kopenhagen, hat sie in seiner Rektoratsrede vom 17. Nov. 1921: »Sproglige Baerdier« (Sprachliche Werte) in folgende Worte zusammengefaßt:

»Es ist eine ganz außerordentliche Mühe damit verbunden, erst zu lernen und einzulernen und alsdann das ganze Leben lang im Gedächtnis zu bewahren, welche Wörter dadurch ausgezeichnet werden sollen. Die rechte Einschätzung muß also fragen nach dem Verhältnis zwischen dem Gewinn und dem dafür bezahlten Preis. Der Gewinn ist nun meiner Meinung nach gering, ja sogar problematisch, der Preis dagegen, der von jedem einzigen Schulkind im Lande dafür bezahlt wird, ist enorm. So kann die Entscheidung nicht zweifelhaft sein: die Substantiva groß zu schreiben ist ein Mißbrauch, eine Unsitte.«

Bei aller aufrichtiger Selbstbescheidung des Laien gegenüber der Fachwissenschaft kann ich dies Verdikt nicht unterschreiben, und zwar in beiden Teilen nicht. — Ich gebe zunächst zu, daß tatsächliche Mißverständnisse eine nur seltene Folge der Kleinschreibung aller Wortarten sind. Immerhin soll man doch auch ihr Vorkommen nicht mit lächelndem Gleichmut abtun. Ein Satz wie: »wenn wir deutsche gelehrte reden hören« kann einen total verschiedenen Sinn haben, je nachdem von den drei Mittelworten das erste oder zweite oder dritte oder zwei von ihnen groß geschrieben sind. Und solche Wendungen kommen doch öfter vor, als man denkt. Ein deutscher Verleger, Wilhelm Ratgeber in Stuttgart-Feuerbach, hat im »Börseblatt für den Deutschen Buchhandel« (28. April 1920) einmal aus seiner Lektüre gegen zwei Spalten derartiger Beispiele zusammengestellt. Ganz wenige daraus seien zitiert: »was ist der liebe tod?«, »der einjährige Adolf Maier«, »ein haus, in dem kühle und strenge freundlichkeit und